Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 23

Artikel: Das Sternenberger Land [Schluss]

Autor: G.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-673069

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den Verwalter rufen — der ist krank; am nächsten Tage: — wieder krank. Der Herr erfuhr, daß er trank und enthob ihn seines Postens. Jetzt lebte Michael Semjonowitsch untätig unster dem Gesinde. Sein Trübsinn nahm noch zu, er verbummelte ganz und gar, vertrank

alles und sank so tief, daß er seiner Frau Tüscher stahl und in die Schenke trug. Sogar die Bauern hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm bisweilen etwas, um sich nüchtern zu trinsfen. Er lebte kein Jahr mehr nach jenem Vorsfall. Ging am Trunke zugrunde.

Wegleitung.

Ich will! Das Wort ist mächtig; ich soll! Das Wort wiegt schwer. Das eine spricht der Diener, das andre spricht der Herr! Laß beide eins dir werden im Herzen ohne Groll; es gibt kein Glück auf Erden als wollen, was man soll! Friedrich Hahn.

Das Sternenberger Land.

(Schluß.)

Könnte Jakob Stutz, der seine Jugendzeit in Fifon, in der Mühle Balchenstall und derenden, eine lange Spanne seines späteren Lebens da= gegen im Sternenberg zubrachte, nochmals zu= rückfommen und Umschau halten in seiner geliebten Matt, so würde er wohl in erster Linie seine Zelle vermissen. De Heiri us em Chouspel, de Grof i der Matt, 's Feke Setteli und 's Feke Hanseli, 's Tödeli i der Lache, 's Schnurreber= gers Annelisi, 's Nöppels Marie u. a. würden ihn nicht erkennen, und 's Karlis Frau endlich würde sich durchs Stubenfenster fast "d' Auge usluege" und sprechen: "Potz Hund! was ist echt das für eine, wo dert duri chunnd? was wott er echt? woher chunnt nu de und wo anne wott er?" Aber im großen ganzen fände Stut alles so, wie einst; abgesehen von einem "Flarz", der vor Jahren abbrannte und in dem sehr wahrscheinlich seine nach der Matt verhei= rateten Schwestern, Anna und Elisabetha, ge= wohnt hatten.

Das soeben genannte "Flarzhaus" bilbet nicht den allgemeinen, aber einen in Berg und Tal des Sternenberger Gebietes stark verbreizteten Hausthpus. Es bestimmte einst das Aussehen ganzer Dörfer des oberen Tößtals; heute vereinigt es sich höchstens noch zu Weilern. Vielssach dient die Küche als Eingang. An der Sonnenseite besindet sich die Stube mit Reihensenstern, welche die ehemalige Hausindustrie so erforderte: in der Stube steht der Webstuhl; der "Ofenballen" oder eine Treppe in Küche oder Gang führt zu den Kammern im Obersgeschoß. All diese Häuschen in Ständerbau, zum Teil verschindelt, mit weit ausladenden flachen Dächern, vertauschten erst in neuerer

Beit die Schindeln durch Ziegel oder Schiefer. Das Flarzhaus deutet die Wendung von der Landwirtschaft zur Hausindustrie an und tritt überall da auf, wo die Landwirtschaft der Bebölkerung keinen genügenden Unterhalt zu dieten vermochte. Das Wohnen von fünf dis sechs Familien "Wand an Wand" unterm selben Dachzeitigt bei gespanntem nachbarlichem Einvernehmen gelegentlich Auswüchse und "Blüten", die lediglich dem Unbeteiligten Freude bereiten.

Auf sonnigem aussichtsreichem Söhenweg erreicht man von der Matt aus an der Bäckerei — der einzigen in weitem Umfreis — vorbei nach kurzer Wanderung Sternenberg mit sei= nem herrlich gelegenen, malerischen und heimat= frohen Kirchlein. Der Ort besteht nur aus Kirche, Pfarrhaus, Gafthaus, Schul= und Ge= meindehaus (unter einem Dache) und dem Ronfum. Die vielen Höfe und Weiler, die fonst noch nach Sternenberg eingepfarrt find, liegen zerstreut auf den Höhen, an den Hängen und in den stillen Gründen. Wie sonst nirgends in die= sem Maße auf Zürcher Boden ist im Sternen= berger Gebiet die alamannische Hoffiedelung heimisch. Der bebaubare Grund rings um das Dorf besteht aus Wiesland und etwas Acker= land, das sich für den Anbau von Kartoffeln, Rüben und etwas Hanf, nicht dagegen für Wei= zen, eignet. Da die Erträgnisse des Bodens farg sind, beschäftigte sich früher ein großer Teil der Bewohner neben der Hausweberei beson= ders im Winter mit Dreherei, Küblerei, "Schnäflerei" (Anfertigung von Rechen, Gabeln, Schau= feln, Schindeln, Schlitten, Schüffeln, "Chellen" und "Chlüppli" und "Krättlerei" (Körbchen aller Größen und Zainen). Diese Winterarbei=



Zürcherisches Landerhaus (im Volksmunde "Flarz" genannt).

E .001

ten bilbeten einen willsommenen Nebenerwerb für die hart mit dem Dasein kämpsenden Bergbauernfamilien. Heute sind die Heimarbeiten sast ganz in Abgang gekommen. Verschwunden vom Schauplatz sind auch "de Schüsselibueb", "de Chellegriggi", "de Schindlezapkli" und "'S Zaineblütschi", Typen mit Eigengepräge, die einst dem Besucher aufsielen und Freude besreiteten.

Bon den Pfarrherren, die einst in Sternenberg amteten, seien genannt Salomon Tobler, der Dichter der "Enkel Winkelrieds" und Pfarrer Dr. Heinrich Weber, der nachmalige Pfarrer von Höngg. Ein älterer Bürger von Sternenberg, mit dem sich der Schreiber dieser Zeilen eine Weile unterhielt über Handel und Wandel, Land und Leute, sagte: "Ja, die Pfarrherren bleiben in der Regel im Sternenberg nur so lange Diener am göttlichen Wort, dis sie in einer Gemeinde des Flachlandes oder in der Stadt eine bessere Stelle finden, und nicht besser ist es mit den Lehrern bestellt, die dem Sternenberg den Kücken kehren, sobald sie ihren "Lehrplät" gemacht haben, und doch kann man hier auch leben und alt werden." Der gute Alte konnte nicht begreifen, daß es für Pfarrer und Lehrer auch noch andere Gesichtspunkte und Ideale gibt, als ein patriarchalisches Alter.

Auf dem herrlich in der Bergsonne liegenden Friedhof von Sternenberg, dem höchstgelegenen des Kantons Zürich (927 Meter), liegen all die Bege= und Wandermüden vom Geschlechte der Kägi, Boßhard, Küegg, Graf, Schnurrenberger, Schoch, Spörri und Lattmann zur ewigen Ruhe gebettet. Rosen, Geranien und Begonien schmücken ihre schlichten Grabstätten.

Daß sich im Sternenberg seit dem Tode von Jakob Stutz im geistigen Leben des Volkes nicht alles geändert hat, bezeugen die nachfolgenden abergläubischen Bräuche.

Am Karfreitag zwischen elf und zwölf Uhr bormittags schneidet man von einem Haselstrauch unter Nennung der drei höchsten Namen die sogenannten "Spiesehölzli", knüpft sie an eine Schnur und trägt diese um den Hals. Dann eitern und schmerzen ins Fleisch eingedrungene Splitter ("Spiesen") nicht oder entfernen sich, ohne daß die betreffende Person etwas davon merkt.

Wer an einem Bruche leidet, geht am Kar= freitagmorgen vor Sonnenaufgang in den Wald, macht einen Schnitt in eine Buche oder Tanne, füllt die entstandene Rite mit den Abschnitten der Fuß= und Fingernägel und einigen anderen Sachen und klebt die Öffnung mit Harz zu. Sobald die Wunde des Baumes zugewachsen ist, heilt auch der Bruch.

Leidet in einer Familie ein Kind an Gelb= fucht, so wird es auf folgende Art geheilt. Nach= dem sich in einem Zimmer des Hauses eine Reihe von Personen versammelt hat, wird ein Teller voll Haferbrei auf den Tisch gestellt, ohne daß jemand der Unwesenden ein Wort spricht. Nun tritt das franke Kind herein, ist schweigend den Haferbrei und begibt sich dann — ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen — wie= der zu Bett, worauf es in wenigen Tagen ge= fund wird. Leidet dagegen ein Erwachsenes an Gelbsucht, so wird eine Rübe ausgehöhlt und der Urin des Kranken hineingeschüttet. Hierauf wird die Rübe in den Kamin gehängt. Ist sie verdorrt, so wird die betreffende Person gesund.

Einheimische, besonders aber Bernerfamilien, die während der Kriegszeit im Sternenbergi= schen Heimwesen erwarben, glauben, sich das Glück zuwenden zu können, indem sie einen Brief mit einem Spruche der hl. Schrift, den sog. "Glücksbrief", in den Rauchschoß hängen. Leider konnte der Schreibende den Wortlaut des Briefes nicht in Erfahrung bringen, da die ohnehin nicht redseligen Berner sich nicht willig zeigten zu näherer Auskunft.

In den meisten Familien wird ein Karfrei= tags=Ei aufbewahrt, um den Einschlag des Blikes vom Sause abzuwenden. Wer "Geißeleitere" (Salomonssiegel, vielblütige Weißwurz) mit sich in der Rocktasche herumträgt, wird von

den "Hühneraugen" geheilt.

Im weitern sei noch kurz ein nicht mit dem Aberglauben, sondern mit dem Ableben einer Person in Beziehung stehender alter Brauch erwähnt. Ist der Tod in einer Familie eingekehrt, so geht die von der Gemeinde ange= stellte, schwarz gekleidete "Umefägeri" (oder an ihrer Stelle eine Frau aus der Nachbarschaft) von Haus zu Haus und sagt den Tod an mit den Worten: "D'Familie X. N. lat bätte, daß mit dem X. fälig am ... (folgt die Nennung des Begräbnistages) öpper z'Chile hömm." Nachdem die Frau ihren Rundgang beendet hat, erhält sie von der Gemeinde 4 Franken Boten=

Die Bevölkerung ernährt sich hauptsächlich mit Kaffee, Mais, Teigwaren und Kartoffeln; Fleisch ist selten. Viele Bauern befinden sich in bedrängter Lage, weil ihre Güter hauptsächlich durch die Entwertung des Viehs stark im Preise gefunken sind. Seit einer Reihe von Jahren können viele Familien den Zins nur noch aufbringen, indem sie Wald fällen und "Holz" verkaufen. Die Hausindustrie ist, wie soeben bemerkt, eingegangen, und am Eingehen sind viele Sennereien, die früher durch den Verkauf von Butter nach Winterthur und Zürich schöne Einnahmen erzielten. Da zudem die Industrie in den Taldörfern schwer von der Krise betrof= fen ist, ist die Lage wenig dazu angetan, den an sich etwas nachdenksamen, grüblerischen

Sinn der Bewohner aufzuheitern.

Sterne in ihrem Leben bilden trotz der Un= gunst der Zeit immer noch d'Bachete am Neujahrstag und "de Baumer Märt". In der Silvesternacht werden sozusagen in jedem Haus zehn bis zwölf (früher zwanzig bis fünfund= dreißig) Wähen gebacken (Nidel=, Bölle=, Birre= wähe u. a.) nebst einer stattlichen Anzahl von Kartoffelbroten. Die Wähen reichen zwei bis drei Tage aus, das Kartoffelbrot dagegen 10 bis 14 Tage. Dieses ist sehr beliebt, weil es lange "feucht" bleibt. Besonders für die Jugend bildet die große "Bachete" eine wahre Freuden= zeit, einen Stern erster Ordnung am Kinder= himmel. Bei diesem Anlasse werden die Backöfen der Bauernstuben zu Ehren gezogen wie in vergangener Zeit.

Der "Baumer Märt" bildet im Frühjahr und Herbst ein Fest, an dem sich jung und alt beteiligt. Am Freitag ist großer Viehmarkt; am Samstag und Sonntag dagegen Waren= markt mit Kramständen, Reitschulen, Tanzmusik in den Gasthäusern und dem Geschrei der fliegenden Händler — dem "billigen Ja=

fob" — und anderes.

Von Sternenberg gelangt man über Gfell mit einsamem Schul- und Gasthaus über das Kleine Hörnli in einer Stunde auf den Gipfel des eigentlichen oder Groß-Hörnli (1137 Meter), den Hörnlikulm. Von hier aus genießt der Naturfreund eine bezaubernde Aussicht auf die weltfernen, tiefen Täler ringsum, auf die gerundeten Berghäupter der Allmann= und Hörnlikette, auf die wald= und wiesengrüne Welt des Toggenburg, den Greifensee und Zü=

richsee, den Schwarzwald, die Hegauberge, den Bodensee mit Meersburg und Friedrichshafen und den herrlichen Alpenkranz. Aus "der Firne feierlichem Kreis" grüßen unter anderem bei föhnigem Wetter in ergreifender Klarheit und Schönheit herüber Säntis, Glärnisch, Tödi (der sich gleich einem Riesensarkophage am süd= lichen Horizont erhebt), Scherhorn und Wind= gälle. Sie wecken im Herzen des Bergfreundes jene Sehnsucht, die in C. F. Meyers "Weißem Spitchen" einen unvergleichlichen Ausdruck gefunden hat. Es ist eine überwältigende Schön= heit, die sich dem Auge darbietet. Blendend weiß, in ruhigem Glanz — wie aus einer reineren Welt — schauen die weißen Schneehäupter her= über, als schimmerte der Glanz der Ewigkeit um ihre selig reinen Stirnen. Wenn sie in der heiligen Frühe des Morgens im feurigen Gruß der aufgehenden Sonne aufleuchten, denkt man an die schönen Worte Gellerts: "Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt? Sie kommt und leuch= tet und lacht uns von ferne und läuft den Weg gleich als ein Held!" und des prächtigen Pfalm= wortes: "Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Sülfe kommt!" Wenn der Psalmist diese Worte auch in anderem Sinne verstanden hat — es bleibt dabei: von unseren herrlichen Bergen ist schon manchem Hilfe gekommen: Mut und Kraft und Lust dum Leben und Schaffen. In der großen Einssamkeit der Berge, am Kand des ewigen Schnees, konnten die Händler und Geldwechseler des Weltenmeisters erhabenste Schöpfung bis heute nicht entweihen; denn die Berge duls den nichts, was klein und niedrig ist!

Das Hörnli bildet seit 1929 in einem Um= fang von 80 Hektaren zürcherisches Staatseigen= tum. Der Kanton sah sich zu diesem Kaufe veranlaßt, weil er für seine 8 Anstaltsguts= betriebe wie Rheinau, Regensdorf, Strickhof, Wülflingen usw. mit insgesamt 450—500 Stück Vieh eine eigene Sömmerungsweide schaffen wollte. Von den 80 Hektar sind 42 Wald und 38 Weide. Bevor die Alpfömmerung beginnen konnte, sah der Staat sich gezwungen, umfas= sende Verbesserungen baulicher und landwirt= schaftlicher Art durchzuführen. Das größte zu= sammenhängende Weidegebiet liegt zwischen Egg=Jörliskopf-Hörnlikulm und Rietli, also füdlich vom Hörnli. Es weist folgende Gebäude auf: auf dem Tanzplatz eine große Alpstallung, Sennhütte und Schopf, im Hinterhörnli ein Wohnhaus für den Alphirten mit Scheune und Stallung, im Karrershörnli Wohnhaus nebst



Blick vom Hörnlikulm (1126 m) gegen die Alpen.

Scheune und Stall und im Jörliskopf eine Stallung. Von 23 vorhandenen Brunnen befinden sich 19 auf den Weideplätzen und 4 bei den Stallungen. Den Mittelpunkt des Weide= wirtschaftsgebietes bildet der Tanzplatz. Nebst dem Alphirten beschäftigt der Betrieb noch zwei Alpknechte. Auf dem Kulm erstellte der Staat ein stattliches, im Innern recht heimeli= ges Berggasthaus. Da es sich beim Wirtshaus= betrieb weniger um einen hohen Pachterlös, als um gute und billige Bedienung der Besucher handelt, sind dem Pächter im Vertrag eine Reihe von Auflagen gemacht worden: zum Beispiel über die Qualität der Weine, die Berechnung für Massenquartier usw. Am östlichen Hang des Hörnli befinden sich am Mühlebach Hinter= und Vorder=Storchenegg. Vorder=Storchenegg, unterhalb des Hörnlischulhauses, erinnert den Wanderer an das unvergekliche "Storchenegg= Anneli" oder "Chueri-Anneli", das sich (nach Jakob Stut) anläßlich eines Besuches in der Stadt die schnurrigsten Streiche zuschulden kom= men ließ, indem es u. a. bei seiner Gotte mit den Schuhen anklopfte.

Und nun wollen wir einen furzen Abstecher machen ins "Tannzapfenland", den südlichsten, an das Hörnligebiet angrenzenden Teil des Hinterthurgaus. Es wird zur Hauptsache gebil= det durch die oberste Talstufe der Murg mit den Siedelungen Allenwinden, Au, Fischingen, Tannegg, Dufnang, Oberwangen und Bichel= see. Wer einen überblick gewinnen will über die wald= und wiesengrüne Hügelwelt des Tann= zapfenlandes, besteigt am besten das Hörnli oder die Höhen von Sitberg. Wer sich aber näher um Land und Leute interessiert, wandert an einem schönen Frühlingstag, wenn Sonne und Südwind den Schnee von den Hängen wegge= taut haben und in den feuchten Gründen die Schlüffelblumen blühen, vom herrlichen Luginsland des Hörnli über Allenwinden murgtalabwärts. Zu beiden Seiten des Flüßchens liegen abgeschiedene Dörfer, Weiler und Höfe, deren Bewohner im allgemeinen von der ner= venzerstörenden Technik und von den brennenden Tagesfragen noch weniger geplagt werden als diejenigen unserer Städte. Das Tal besitzt keine Eisenbahn; dagegen ist die Industrie seit langem heimisch. An den Hängen und auf den Höhen befindet sich da und dort ein ansehnlicher Bauernhof inmitten grünen Weidelandes und herrlichen Tannenbestandes. In den von Bach und Fluß durchrauschten tiefen Tälchen und To=

beln schrillt die Sägemühle, duftet es nach frischgeschnittenen Brettern und nach harzigem Tannenwald. Wo man nur wandert: an Wegen
und Hängen, in Wiese und Wald tritt einem
größtenteils noch die unentweihte Natur entgegen und bei den Bewohnern der weltfernen
Höße und Weiler die bodenständige, herkömmliche Lebensweise.

In der Frühe des Himmelfahrtsmorgens oder an schönen Sommersonntagen besuchen die Tannzapfenländer etwa das Hörnli (von Au aus), um dort den Sonnenaufgang mit anzu= sehen und nachher die prächtige Fernsicht zu ge= nießen. Zum Schluffe wird dann zum Spiel von Mund= oder Ziehharmonika im Berggast= haus getanzt. In Allenwinden, 953 Meter, mit dem bodenständigen Gasthof zum "Kreuz", befindet sich seit langem eine Winterthurer Ferienkolonie. Da ist das bekannte Ferienkolo= nielied entstanden: "Wend er gsund und lustig werde, chönd go Allewinde ne! Wo isch's herr= licher uf Erde, als so nah am Himmel zue. Ringsum gsehnd er grüeni Matte, Sunneschi und Waldesschatte. Holderihi! Holderiho! Ei, wie luschtig isch es do!" usw.

Nicht weit von Allenwinden thronen auf einer Felsenkuppe überm Murgtal, dem St. Idda-Berg, eine Wallfahrtskapelle und ein Gafthaus. An diesem Orte wohnte einst in der Feste "Alt=Toggenburg" die legenden= und sagenumwobene Ida von Toggenburg, † 1197. Ihr hat es das Klofter Fischingen zu verdan= fen, daß es durch Jahrhunderte hindurch Wall= fahrtsort war und auch von den durchziehenden Einsiedler Vilgern besucht wurde. Die Gebäulichkeiten des einst weit herum begüterten Bene= diktinerstiftes beherrschen das Bild des zer= streuten Dorfes Fischingen. Besonders malerisch wirkt der herrliche Barockbau der 1685—1687 entstandenen Klosterkirche. In ihrem Innern wird das Auge in erster Linie gefesselt durch die Ranzel, die Orgel, die Altäre, das geschmiedete Chorgitter und die geschnitzten Bilderrahmen in einer Seitenkapelle mit der Gruft der hl. Ida.

Von Fischingen führt eine das Murgtal mit dem Tößtal verbindende Straße über den Kütsten der Hörnlikette nach Wila. An ihr liegen Dußnang, Tannegg und das Zürcherische Sitsberg, jenes abgelegene, stille Bergdörschen mit dem malerischen Kirchlein, in welchem neben den Reformierten einer ganzen Reihe zürcherischer Höher Höße auch die der hinterthurgauischen Weisler Obers und Unterhamberg und Schurten den

Cottesdienst besuchen. Auf den Grabsteinen des Kirchhofes, der gleichsam einen Bestandteil der Ortsgeschichte bildet, liest man die Namen Kägi, Furrer, Graf, Stocker und Diggelmann. Die Grabstätten werden liebevoll gepflegt und geschmückt mit Blumen aller Art. Im Innern des schlichten Bergkirchleins befindet sich unter anderem eine Orgel.

Von Sitzberg führt ein reizender, aussichtsreicher Höhenweg an Wäldchen vorbei, durch Wiesen und Felder über Dingetswil (mit einem nicht ganz bodenständigen Schulhaus aus neuerer Zeit) und Rotbühl nach Allenwinden und

Sternenberg.

Wir setzen unsere Wanderung fort durch das bewaldete tiefe Ruppentobel nach Freckmünd= Ottenhub=Tablat=Wila und beschließen sie im letztgenannten Orte. Von der "Winzerin auf der Ottenhub" erzählt G. Peterhans in seinem aufschlußreichen, sonnigen und heimatfrohen Buche "Vom Rheinfall zum Schnebelhorn": "Mehr als 50 Jahre sind es her. Mit der neuen Magd, der Karoline Moor von Niedersteinmaur, zogen Glück und Sonnenschein in den Gafthof zum "Löwen" in Juckern. Sie war ein gar bfunderbar flinkes und hübsches Ding, rot und weiß wie Apfelblust, mit braunen Rehaugen und sangesfroh gleich einem Kanarienvogel. Die Arbeiterinnen der nahen Weberei hemmten ihren Lauf, wenn ein neckisches Winzer= oder Spin= nerinnenlied aus der Stube durch ein offenes "Güggerli" auf die Straße drang. Kein Wun= der, daß die "Anaben" aus dem Tal und vom Gebirge gerne bei der muntern Unterländerin ankehrten, wenn diese auch hundertmal ver= sicherte, daß alle Oberländer nichts taugen und sie ihr Leben lang ledig bleiben werde. Bald zappelte an jedem ihrer werchigen Finger ein schmachtender Tößtaler.

Sie schenkte ihr Herz dem jungen Bauernsohn Hans Jakob Boßhard von der Ottenhub mit den treuen blauen Fensterlein und dem fast weißen Kraußgelock. Er war immer so manier-lich, der Hansjokeb, fluchte nicht und machte keine wüsten Späße, trank auch, statt des gemeinen, gefährlichen "Bränz" seiner Kameraden, nur den milden Wein von der Lägern, auß Linelis Heimat. Als eines Abends im Dämmersscheine Hansjoked mit Abschiednehmen nicht enden und ihre Hand nicht lassen wollte, schmiegte sie sich an ihn und legte still ihr Köpfslein an seine Brust. In der Verwirrung sah der unkundige Bergknabe die roten Lippen für

reife Kirschen an und nippte an der süßen Frucht.

Bald folgte die Unterländerin, ihrem Schwure untreu, dem hübschen Oberländer nach seinem weltentrückten, hochgelegenen Hofe. Es gefiel ihr gar wohl in dem braunen, warmen, wald= umfäumten Häuschen mit der langen Reihe blitblanker Fenster und dem weiten Blick über das tiefe Steinental nach dem sonnbeglänzten "Käfer" und zu den dunkeln Tannen des Küm= berges. Fels und Wald widerhallten vom Glücke der jungen Frau. Als aber die Schnee= glöcklein den Frühling einläuteten und die Schmelzwaffer weißschäumend zu Tale tosten, da fuhr eine seltsame Unruhe in die einstige Winzerin. Ihr Lied verstummte und schwarze Schatten umrandeten müde Augen. Immer und immer wieder trat die Frau ans Fenster oder auf die Türschwelle, hielt eine Hand über die Stirne, sah westwärts in die Ferne und flagte: "Wänn i nu i d'Rebe chönnt!" Seit früher Jugend war sie gewohnt gewesen, beim ersten schönen Märzentage, den Schaub in der blauen Schürze, zum Wingert hinauszuziehen, um mit den Strobhalmen die Weinstöcke an die Stecken festzubinden.

Der besorgte Hansjokeb bedeutete seinem geliebten Weibe, daß drunten bei der Freckmünd und auch bei Ügetswil und im "Sack" unterm Breitenlandenberg Weinberge gestanden hätten, die Trauben aber selten ausgereift seien; auf der Ottenhub, 2250 Fuß über Meer, sei ein Erfolg noch weniger zu erwarten. Die fühle Erwägung half nichts. Die Bäuerin konnte ihr geliebtes Rebwerch nicht vergessen. Unablässig wanderten ihre Gedanken nach den sonnigen Rebhügeln im Wehntale. Gar oft weinte sie.

In seiner Not ließ Hansjokeb im Jahre 1870 aus dem Unterlande 1400 Weinstöcke kommen und pflanzte sie an einer sonnigen Halbe der Ottenhub. Der Frohsinn kehrte wieder in die braune Berghütte, und forglich, wie ihre Kinder, hegte und pflegte die treue Winzerin die vielge= liebten Rebstöcke. Sie gediehen gut in der gesun= den Bergluft und trieben, gleich jungen Tannen, fleißig Schoffe. Aber die Trauben blieben auch in günstigen Jahren recht sauer. Sie mußten meist mit den Holzäpfeln zu Most gepreßt werden. Häufig zerstörten Früh- oder Spätfröfte die ganze Ernte, oder es verfing sich der Schnee in den unreifen Beeren. Rein Jubel, keine Böller= schüffe verkündeten, wie drunten im Unterland, ab der Ottenhub einen reichen "Wümmet".

Erst im Jahre 1893 gab die Wehntalerin den hartnäckigen, aussichtslosen Kampf mit den seindlichen Naturkräften auf, zur größten Freude des Hansjokeb, den es schon längst nach einer süßeren Weinmarke gelüstet hatte. Der höchstgelegene Weinberg des Zürichbietes versichwand. Die Unterländerin hatte sich inzwischen

mit den Tannzapfen des Oberlandes abgefunden, und die blauen Äuglein ihrer Kinder liezen sie die blauen Trauben ihrer alten Heimat bald ganz vergessen. Nur ein dürres Traubenblatt in der Familienbibel, als Merkzeichen benützt, erinnert noch an die Reben der Ottenhub."

Briefe.

Briefe gibt's, die wie feltene Steine Sich zur leuchtenden Rette reihen; Briefe gibt's, die das Ungemeine, Feftlich=Reine In uns befreien. Briefe gibt's, die in Märchen und Träumen Welten der Scele uns offenbaren; Briefe gibt's, die gleich blühenden Bäumen Wege fäumen, Die winterlich waren.

Mögen jene, die sie geschrieben, Fern hinter sieben Meeren weilen — Innerlich sind mit den Briesen, den lieben, Nah sie geblieben, Unser Leben zu teilen!

Ein schweizerischer Bauerndichter.

Von Carl Seelig.

Das Lob, Fridolin Hofer entdeckt zu haben, gebührt Heinrich Federer. In einem ausführlichen, kritisch=mitschaffenden Gutach=ten, das er vor dreißig Jahren seinem ersten

Fridolin Hofer, der große Luzerner Lhrifer.

Berleger erstattete, schrieb er: "Wieviele Ihri= sche Bändchen mag man durchsehen, bis man wieder auf eine so unabgelernte, eigene Sprache stößt!" In der Tat, als kurz darauf die "Stimmen aus der Stille" erschienen, war der ehema= lige Volksschullehrer kein ängstlich piepsendes Hähnchen mehr. Seine späteren Gedichtsamm= lungen "Im Feld= und Firnelicht", "Daheim", "Neue Gedichte" und "Festlicher Alltag" (Ver= lag Eugen Haag in Luzern) zeigen ihn zwar fünstlerisch wachsend . . . aber die Welt des 1861 in Meggen am Vierwaldstättersee ge= borenen Dichters war und blieb stets dieselbe. Es ist die Welt des freien, treu zu seiner Scholle stehenden Schweizerbauern, der er sich auch äußerlich einordnete, indem er seit Jahrzehnten auf einem Bauernhof in Kömerswil bei Luzern wohnt.

Die ungewöhnliche Disziplin, Bescheidenheit und Selbstkontrolle, mit der Fridolin Hofer sein Talent verwaltet, hat ihn davor bewahrt, ein wahllos Spendender zu sein. Nicht nur, daß er aller Prosa entsagte und Dialektversuche mit einer einzigen Ausnahme — dem "Frühling in der Schwalm" — unterlassen hat, auch auf seinem Lieblingsacker: dem hochdeutschen Gedicht bleibt er auffallend wortkarg. Er hat die Droste, Sichendorff, Novalis, Heinrich Federer und